

fall, hier er die Kunde über die Flotte für den Stillsitzen abgeben, den Admiral Kojewnikoff befehl und ihn aufzufordern, den Admiral Kojewnikoff persönlich mit seiner Hand zu fassen. Der Admiral reagierte verächtlich die kleine, gekrümmte Hand und ließ darin ein kleines Heiligenschild. Der Kaiser sagte: „Admiral, mein Sohn segnet Sie!“ — Heute ist der Namenstag des Jarowitsch. Die Frauen hatten unter riesigem Regen. Es ist ein trüber, dunkler Tag, die Passanten stehen dicht an den Häusermauern entlang; der Wind bläst sturmgleich. Im übrigen hat das Fest keinen Glanz. In der Kathedrale von Kasan wurde ein Tebeum für den Hof gefangen. Überall werden für das Fest Anordnungen abgehalten. Bergend sucht man Nachrichten. Die Abendstunden sind flüchtig leer. Ich komme aus dem Theater, wo ich „Das Leben für den Jaren“ und einen großartigen Vortrag der Nationalhymne gehört habe. Das Publikum war wunderbar. Die Vesper waren mit desolaten, von Schwarm kaulenden Frauen besetzt; die Herren trugen gelbblutige Uniformen oder untaugliche Fracks zur Schau. Alle schienen vergnügt, glücklich, und beim Ausgange vertrat mir ein mir bekannter Generalstabsoffizier an, daß in dem schrecklichen Kampf vom 20. September von zwei, neun Obersten Wundstocher befehligen Regimentern nur 12 Mann am Leben blieben. So ist es; hier sitzen sie, dort gehen sie in den Tod.“ Hier seien noch folgende Momentebilder des „Grajdanu“ angeführt:

Kaum eine Stunde nach meiner Ankunft am dem Bahnhof in Stanzon begannen schon Gewandbesitzer einzutreffen: einige wurden als gewöhnliche Karren, andere auf Tragbahnen herangezogen, während wieder andere sich mühen mit eigenen Kräften heranzuklimmen. Allmählich wurde das Gesicht der Gewandbesitzer und Scherben so laut, daß es den auf der Station herrschenden Lärm überdeckte. Mehr und mehr machte sich in der Luft jener spezifische Feldzugsgeruch bemerkbar, den man wohl nur im Kriege kennen lernt. Dieses traurige Bild vermochte indes keineswegs in ihrem Treiben eine Gruppe einzeln, kurzlich erst auf Betrachter eingetragener Kofferstücke zu legen; fünf Schritte angeht von den Gewandbesitzer und Scherben trennen sie Champagner und lachen dabei über alle, abendliche Szenen. Derartige Kontrolle sind nur im Kriege möglich, wo die wahre Hygiene des Menschen ohne Schminke statt tritt. Der Gewandbesitzer, Scherben, Leichter, die schmalen Schellen lachend und orthodoxen Gesichtern, Gesicht, Gemüthen, Kammern, hübsche, abgemaltete von den Positionen einflussreiche Offiziere, — dort das Gebilde Halbbrüder, Champagner, elegante, von den besten Scherben der Stanzon, lachend angelegte Kofferstücke, gestaffelte Szenen und Reaktionen, die sogar in dieser schmerzlichen Szene einen betrunnenen Offizier die letzte Kugel aus der Tasche zu laden laßt.

Dieses Bild, schließt der Korrespondent seine Betrachtungen, ist eine vorzügliche symbolische Darstellung jenes unglücklichen Lebens und Leidens, das mit dem Namen „Krieg“ belegen. . .

**Die Situation.**

Aus dem Munde von Despechen, der sich tatsächlich noch annehmen, seien nur wenige hervorgehoben. Nach Privatmitteilungen aus Charbin ist die Station Schabe in den Händen der Russen. Es erzählt sich auch hartnäckig das Gerücht, daß die 5. Division des japanischen rechten Flügel geschlagen sei und viele Japaner gefangen genommen wurden. Ein weiterer Korrespondent zählt sogar 12000 Mann. Aus Tokio wird gemeldet: In den letzten 24 Stunden landeten keine größeren Geschäfte. Die Front Russen ist unversändert. Die Russen greifen in der Nacht vom Montag keine Front an, sondern durch Artillerie verfeuert. Dienstag belagerten die Russen Otsu Stellung, um die Position seiner Batterien zu erkennen; die feindlichen Parteien kamen dabei einander bis auf 600 m nahe. Dem Reiterbureau wird aus dem Hauptquartier Otsu vom 19. Oktober telegraphiert: Die rechte und mittlere Arme halten während der Schlacht ihre Stellungen und rücken gleichzeitig vor. Das russische Detachement, welches die Pläne der rechten Arme angreifen, wurde nach Otsu zurückgezogen. Die Linie der Japaner hat die gleiche Form, wie die Beginn der Schlacht, ist jedoch 24 Kilometer nach Norden vorgezogen. Die Arme hatte am 19. Oktober Kubetaz. Die Klänge wieder wahrscheinlich noch mehrere Tage dauern. — Aus Tokio meldet eine Reiterzeitung: Die Regierung beschloß, durch Bemittlung der amerikanischen Botschaft in Petersburg dagegen Einpruch zu erheben, daß russische Truppen in chinesischer Herrschaft kämpfen. Das japanische Kommando hat nicht bekannt, daß am 4. Oktober russische Soldaten in chinesischer Kleidung Japaner auf der Straße nach Kubetaz angreifen und sie auch an anderen Stellen zu überfallen versuchten. Die Anklage von regelwärtiger Verletzung verleihe gegen das Völkerrecht und sei besonders für die Zivilisten gefährlich, da man auf große Entschädigungen nicht verzichten könne, ob man Chinesen oder Russen vor sich habe.

**Vor Port Arthur.**

Der „Daily Telegraph“ meldet aus Tschifu vom 19. Oktober: Ein von der Belagerungsarmee bei Port Arthur hier eingetroffener japanischer Kaufmann berichtet, daß die japanischen Verluste vor Port Arthur mehr als 50 000 Tote betragen. Die Soldaten litten jetzt auch unter der Hitze. Die Hauptartilleriebesetzung der Japaner betrage aus 400 Geschützen, die in einer Linie von dem Bergbergen bis Takusan stehen. Das Feuer dieser Geschütze könne für die Festung sehr dann verhängnisvoll werden, wenn die vorgelagerten Forts zum Schwitzen gebracht sind. Die Nachrichten von der russischen Flotte veranlassen die Japaner dazu, ihre Anstrengungen zu erhöhen. Sie jagen Verstärkungen zusammen, auch werde die Beschleunigung festiger; beides deute auf einen neuen Angriff hin.

**Die schlechten Aussichten der Baikal-Ringbahn.**

Die „Verfälschte Weltwoche“ veröffentlicht eine Unterredung eines ihrer Mitarbeiter mit dem Verkehrsminister Fürsten Gifkko. Danach erklärte der Minister alle auswärts verbreiteten ungläubigen Meinungen über die Baikal-Ringbahn für unrichtig. Allerdings habe der Probezug, auf welchem der Minister fuhr, vor Tage geendet, um 20 West zurückzulegen, und es sei auch richtig, daß der Zug im Tunnel einsteige, seitdem aber sei die Geschwindigkeit von zwanzig Meilen in der Stunde. Täglich könnten 16 Meilen längs des Sees und über denselben auf Eisbrechern befördert werden und das konnte der Leistungsfähigkeit der Transbaikalinbahn, wie auch der sibirischen Bahn gleich. Der Minister betonte jedoch, daß so lange die Truppen-transporte anzuwachsen, die Beförderung der Privatpersonen über Jakuoi hinaus erst erschwert bleibe. Abhilfe könne nur durch die Benutzung der sibirischen Wasserwege, besonders des Ob-Don-Systems, geschaffen werden. Ein hierzu geeigneter Entwurf, dessen Durchführung etwa zwölf Millionen Rubel erfordern würde, sei bereits ausgearbeitet. Sollten die Truppen-transporte noch lange erforderlich sein, so werde die sibirische Bahn auch nach einem Jahre noch schwerlich für den Handel dienlich sein können.

**Politische Tagesschau.**

Leipzig, 20. Oktober.

**Das Schicksal der Kanalvorlage**  
wird augenblicklich von einer Anzahl Wähler wieder lebhaft erörtert. Wenn im „Gauß Courier“ bereits ausgerechnet wird, von den 433 Mitgliedern des preussischen Abgeordnetenhauses seien 190 als kanalfeindlich, 195 als kanalfreundlich zu betrachten, während die Stellungnahme von 48 Mitgliedern ungenügend sei, so hat diese Berechnung wenig Sinn, denn bei der geringen Differenz zwischen der Zahl der kanalfreundlichen und der kanalfeindlichen Abgeordneten gehen naturgemäß die 48 „Unausgesprochenen“ den Ausschlag. Mit anderen Worten: über das Schicksal der Vorlage ist noch nichts Bestimmtes zu sagen. Die „Dtsch. Tagesztg.“ warnt nochmals davor, den Entwurf mit allerhand anderen Plänen zu überlasten und dadurch zum Scheitern zu bringen. Sie schreibt:

Die gefährlichsten Kanalgegner sind jetzt nicht diejenigen, welche aus sachlichen (V. W. d. A. T.), schwerwiegenden Gründen die Nützlichkeit und Notwendigkeit des Rhein-Weise-Kanals bezweifeln und bestritten, sondern vielmehr diejenigen, welche seine Annahme von der Voraussetzung mit anderen weltanschaulichen Projekten abhängig machen wollen. Es liegt auf der Hand, daß die finanziellen Bedenken wesentlich verflüchtigt werden können, wenn durch Eingliederung anderer Pläne die Kosten erheblich erhöht und die Eisenbahneinnahmen noch mehr geschmälert werden.

Mit der Schwärzung der Eisenbahneinnahmen ist es übrigens auch der „Dtsch. Tagesztg.“ nicht so ernst, den wahren Grund ihrer Kanalfeindschaft verrät sie vielmehr wieder in folgenden Sätzen:  
Unsere Bedenken sind durch den bisherigen Gang der Beratungen ebensowenig beiläufig oder abgedrückt worden, wie durch die im übrigen dankenswerten Materialien der Regierung. Wir sind vorläufig noch der Meinung, daß der Rhein-Weise-Kanal aus finanziellen, aus allgemeinen wirtschaftspolitischen und aus agrarischen Gründen abzulehnen sei. Ob wir in die Lage kommen werden, unsere Bedenken zurückzustellen, das hängt zunächst von den Erörterungen in der Kommission ab. Daß dort etwas wesentlich Neues und Ueberzeugendes beibringt werden könne, ist allerdings nicht recht wahrscheinlich.  
Das heißt ziemlich unerblicklich: Aus Gründen trostloser Interessentpolitik lehnen wir starrsinnigen Agri-

riert die Kanalvorlage ab.“ Ausschlaggebend wird also wieder einmal die Stellung des Zentrums sein, und in dieser Beziehung ist es von besonderer Bedeutung, daß der Referent für die Kanalvorlage Abgeordneter Dr. a. a. B. Hoff seinen früheren Antrag betreffend Verstaatlichung des Kanalbetriebes als Eventualantrag aufrecht erhalten hat. Er beantragt, jedoch, in erster Linie die Verstaatlichung des mechanischen Betriebes auf dem Kanal im Wasserstrahltrieb-gehe auszuprobieren und die Verwilligung der erforderlichen Geldmittel einem besonderen Besche vorzubehalten.

Als Hauptvorteile der beantragten Verstaatlichung des Betriebes auf dem Kanal erblidet er 1) die leidige Konkurrenz zwischen Eisenbahn und Wasserstraße ist beseitigt; Eisenbahn und Wasserstraße werden wirtschaftliche Bundesgenossen, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten. 2) Der Betrieb auf der Wasserstraße wird ein eisenbahnmäßiger. Das bedeutet für den Betrachter, daß er mit letzter Sicherheit und festen Frechten rechnen kann. Nur ein eisenbahnmäßig eingerichteter Betrieb auf dem Kanal kann den Eisenbahnen im Konkurrenz die nötige Entlastung bringen. 3) Der Staat kann seine Tarifpolitik auf dem Kanal ausdehnen, er kann wirtschaftlichen Verbindungen durch regulierende Tarifgestaltung vorbeugen; er kann bewirken, daß die Vorteile der Transportverbesserung der Allgemeinheit zu Gute kommen. Im Interesse der mit Rhein- oder Tierkraft treibenden Kleinschiffahrt empfiehlt es sich nach dem Referenten, nur den mechanischen Betrieb zu verstaatlichen.

In der „Allg. Volkstg.“ wird dem Antrag von Partei wegen folgender Empfehlungsbrief mitgegeben:

Dem Gedanken der Einführung eines staatlichen Betriebsmonopols auf dem westlichen Kanalstamm im Sinne der Anträge des Abgeordneten am Reichstag steht die Regierung, wie als zweifellos angenommen werden kann, sympathisch gegenüber. Verlautbarungen von den verschiedensten Stellen lassen ferner erkennen, daß der am Reichstag geäußerte Gedanke auch in parlamentarischen Kreisen, sowie in den Kreisen der Interessenten, und zwar sowohl der Industriellen, wie der landwirtschaftlichen Interessenten, große Beachtung gefunden hat. Die Gründe für das vorgeschlagene staatliche Betriebsmonopol hat Abgeordneter am Reichstag in seinem obigen Antrag selbst in aller Kürze angegeben. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß durch eine mit ausreichenden Anteilen umgebene Betriebsverwaltung mit einem Schläge zahlreiche Bedenken gegen das Regierungsprojekt ausgeräumt wären, doch insbesondere auf dem Boden des staatlichen Betriebsmonopols ein billiger Ausgleich der sich vielfach so hart entgegensetzenden Interessen verhältnismäßig leicht zu finden wäre. Unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt erscheint der am Reichstag Antrag angelegte, eine Verbindung in der Kanalvorlage herbeizuführen, welche für die weitere Behandlung der verstaatlichten Frage von großer Bedeutung werden kann. Zunächst dürfte derselbe die heute wieder aufgenommenen Beratungen der Kanalkommission beherrschen.

Wichtig ist also das Schlepplimonopol der Weis, um den das Zentrum auf den Handel in der Kanalfrage einsehen will.

**Zu den vobbeistellenden Vorkreformen.**

Der Oberpostdirektor Wilhelm Krieger erörtert im neuesten Heft des Sammlers „Nachdruck“ für Geseleebuna, Verwaltung und Volkswirtschaft“ die vobbeistellenden Vorkreformen und ihre finanziellen Ergebnisse. Unerwartendst bleiben dabei die unter vobbeistellend Amtsführung in den Vorkreformen zum Auslande eingetretenen Veränderungen, weil hier nicht eigentliche Reformen vorliegen, sondern lediglich ein Ausbau des Vorkreforms in Frage kommt. Demnach handelt es sich für Krieger in der Hauptsache um die Reform des Vorkreforms, und zwar um die Erhöhung des einfachen Vorkreforms im Fernverkehr einerseits, um die Ermäßigung aller Vorkreife im Orts- und Vorortverkehr andererseits; ferner handelt es sich um die Ermäßigung der Wohnverweilungsgebühren für kleinere Beträge, um die Neuregelung des Reitungstarifs, um die Herabsetzung des fernsprech-Gebührentarifs. Der v. vobbeistellend hat, wie Krieger ausführlich, betreffs der angeführten Maßnahmen den finanziellen Standpunkt keineswegs ganz aufzugeben. Aber er gibt insoweit insoweit richtig vor, als er mit der Erfüllung der verschiedenen Wünsche solche Maßnahmen vorkreife, die der Volkswirtschaft über die finanziellen Schwierigkeiten hinweghelfen könnten. Dabin gehört vor allem die Verstaatlichung des Weisverkehrs der Britanthalen; die Verstaatlichung infolge ihrer

Aufhebung sollte den Finauenausfall aus den Vorkreformen abdecken. Bezüglich der Fernsprecheinrichtungen machte er zur Bedingung, daß der Reichstag die Mittel zu dem nöthigsten Ausbaue der Betriebsanlagen bewilligt; ferner drang er auf Sicherung des Reiches der Telephonverwaltungen aus Benutzung der öffentlichen Wege und der Privatverbindungen. Bezüglich der Verstaatlichung der vobbeistellenden Reformen auf das finanzielle Gesamtergebnis, als der Reichsreform- und Telephonverwaltungen, so findet man trotz der Verbilligung der Vorkreife eine absolute Vorkreife: Die Gesamteinnahme (in runden Zahlen) von 349 Millionen Mark im Rechnungsjahre 1898 bis 378, bez. 394, bez. 413 Millionen Mark in den Rechnungsjahren 1899 bis 1901. Prozentual ist allerdings der Ueberschuß im Vergleich mit den Ertragsausgaben der vorhergehenden Jahre beträchtlich zurückgegangen. Denn in den Rechnungsjahren 1895 bis 1898 betrug der Ueberschuß (immer in runden Zahlen) 25 bez. 26 bez. 33 Millionen Mark, während er sich in den Rechnungsjahren 1898 bis 1901 auf 37 bez. 41 bez. 20 Millionen Mark belief. Die Hauptfaktoren, welche die ungünstige Finanzlage des Jahres 1900 verursacht haben, nämlich die Abfindung der Privatposten und die Kosten für die Ausdehnung des Fernsprechnetzes, kommen in Zukunft teils ganz, teils allmählich in Beschlag, so daß sich der Ueberschuß der Reichspostverwaltung bald wieder erhöhen hat. Der Ueberschuß würde bereits 1901 voraussichtlich größer gemorden sein, wenn damals nicht die wirtschaftliche Krise eingetreten wäre. Im Rechnungsjahre 1902 hat der Ueberschuß bereits die Höhe von 42,4 Millionen Mark erreicht, also den Ueberschuß des Jahres vorangehenden Jahres 1899 schon überholt. Die Wirkung der Gebührenerhöhung war also, ähnlich wie in den Jahren 1898/70, bei der Einführung des Einheitsvorkreforms, nach zwei Jahren mehr als ausgeglichen. Noch allmählichere Ausbilde eröffnen sich für die Zukunft. Denn in der vorläufig aufgestellten Staatshaushaltsrechnung des Jahres 1901 auf nicht weniger als 52,7 Millionen Mark geschätzt.

**Der Krieg um den Kongothal.**

Aus Brüssel wird gemeldet, daß der König Leopold II. dem Präsidenten Roosevelt seine Photographie und einen Brief geschickt hat, worin er die Anklagen gegen den Kongothal zurückweist; er behauptet, der Anklager, der Engländer Morel, lude unter dem Vorwande, den Eingeborenen zu helfen, durch Herbeiführung eines Kontrattes der Rechte die Souveränität des Kongothalen in Frage zu stellen. Hierzu schreibt unter Londoner -Korrespondent: Die Anklage des Dr. E. D. Morel ist bei Benennung erschienen, und „König Leopolds Herrschaft in Afrika“ betitelt. Ihre Ton wird sogar von Londoner Zeitungen gebilligt, rheinisch und manchmal hysterisch bezeichnet. Morel nennt den Kongothal einen „Kolonienland“, er hat für Leopold II. die Phrase: „Das Herz erkrankt, und der Welt empört sich, wenn man daran denkt“, usw. Jedoch stimmt auch die Presse, die das Geschwätz nicht mag, dem Vorwurf, die Regierung des Kongothalen sei eine „Vorkreife“, bei. Der britische Konsul, Mr. Gilmont, habe das bewiesen. Die englische Regierung hat, durch die Unterhausdebatte im Mai des letzten Jahres, eine Bekämpferin an dem Kongothal gefunden; und sie den anderen Mächten mitgeteilt, sofern sie die Generalakte, auf Grund derer der Kongothal geschaffen wurde, gezeichnet. Der Staat hat dann eine offizielle Untersuchung der Administration vorgenommen, wobei sich hat sich mit der Sache beschäftigt, und jedenfalls sind Adressaten wie Mr. Morel nicht mehr erforderlich, die die Anklagen an die Welt zu senden, ist die populäre, die sich alles mit der „Vorkreife“ und der Welt der Weisler Finanziers und ihrer Beamten erklären läßt, ohne die Bestätigung der Eingeborenen und den Schatzplan des Königs berücksichtigen zu wollen. Die Möglichkeit, mit der die Londoner Zeitungen sich äußern, ist bemerkenswert.

**Deutsches Reich.**

Leipzig, 20. Oktober.

Den sächsischen Kanalprojekten stellt das konfessionelle „Vaterland“ ein recht schlechtes Prognose. Die Kosten seien zu enorm hoch, daß an eine Realisierung überhaupt zu denken sei. Es erforderten der Kanal Leipzig-Luzern-Göhl 20,6 Millionen, der Kanal Leipzig-Riesa, der die meiste fürsprache hat, 62 Millionen, der Kanal Riesa-Chemnitz, für dem neuerdings Propaganda gemacht wird, 64-73 Millionen Mark. Zur Veranschaulichung des Anlagekapitals für den Kanal Leipzig-Riesa seien jährlich 2,542 000 M. nötig. Hierzu komme noch für den Staatssäckel der aus der Konfession der Rande mit Sicherheit zu erwartende große Einnahmeausfall auf den dabei in Frage kommenden Bahnlängen. Da ferner

große Haus in der Allenstraße, bewegte sich gern in diesen, mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Räumen, verlor sich mit Vergnügen an diesem Büffet, das „ganz prägnant“, wie es der Familienstag vor schrieb, die schönsten Erzeugnisse, die die betreffende Jahreszeit bot, die besten Weine und Delikatessen hergab und schon damit allein „Stimmung machte“, man möchte noch so ideal über materielle Dinge urteilen!

Es war überdies durchgeföhrt, — wo und wie, das wußte man nicht recht — daß „Onkel Alfred“ heute eine besonders interessante Sache zur Sprache bringen wollte; alle Details fehlten, was die Geschichte nur um so spannender gestaltete. Momentlich die Damen hatten viel an dem prophesierten Ereignis herumzureden. Alfred, — Onkel Alfred, — mein Himmel, der war dem Sommer über äußerst solide mit Frau und Töchtern in Rubla in Thüringen gewesen, — der feinsinnige geniale Sohn verbot die teuren Wälder für die Familie! — da konnte man doch nicht besonderes erleben! Jetzt eben hatte er die Gohheit einer Nichte, da ganz hinten irgendwo in Westpreußen, mitgemacht, — da konnte man erst recht nichts erleben!

Aber er hatte etwas erlebt, der gute Direktor, das war außer aller Frage! Wie er jetzt eintrat, der staltliche, grauhaarige Hausfrau, Cousine seiner Gattin, gelangte die Hand lächelte, dem beweglichen, kalten Bankier die Rechte schüttelte, dem Geheimen Oberhausrat Wessel, Bruder seiner Frau, besonders fortdial begrüßte, und nun, inmitten eines kleinen Kreises, bedeutungslos schimmerte und mit den Augen spinnend, das stand, da sah er genau so aus, wie einer, der sagen will: „Wartet, Kinder, wartet! Ich hab' euch etwas mitzutellen! Ihr werdet Augen machen!“

Seine Frau, zwei seiner erwachsenen Töchter, sowie sein Sohn, waren mit ihm gekommen, — die ältere Dame (ich und blüht im Gesicht, weiß, verblüht, offenbar voller Blütenfäden, die gerade am Familientage ihre reich-

lichste Nahrung fanden. Die „geborene Wessel“, Schwester eines hochgestellten Bruders, Cousine eines schmer reichen Bankiers und eines staltlichen Obersten a. D., leuchtete dann in Rapidarschrift von den Jüngen dieser Frau, die doch schon als Gattin eines Direktors, als Mutter eines genialen Sohnes und dreier Töchter, von denen eine hübsch, die andere begabt war, voll auf Beachtung verdiente. Aber im Schoß einer solchen Familie geboren zu sein, das war noch eine Extra-Auszeichnung!

Die beiden weißgekleideten Mädchen, der Mutter sehr ähnlich, umgaben sie gleich zwei Flügeladjutanten, — der Sohn, ein hübscher Mensch mit gelocktem Haar und etwas weiblichen Jüngen, bündelte sofort mit seiner niedlichen Cousine, Oberst Brüdners Töchterchen Melanie, an, die eben mit ihrem Bruder, einem schlanken Leutnant erschienen war.

Die Familie Wollmar, bestehend aus deren Oberhaupt, einem reichthümlichen Herrn, ehemaligen Rittergutsbesitzer, der in Berlin seine Renten verzehrte, einer ältlichen, keinen Frau, die so ängstlich und hungertig aus sah, als ob sie überhaupt nichts verzehrte, und die im Ruf großen Geizes stand, und zwei Töchtern, die, wie der wichtige Leutnant Brüdner bemerkte, von ihrer lieben Mutter tüchtig „auf den Mann dressiert“ waren, grüßte rechts und links; sie war dem Ringhaupts nahe verwandt und konnte sich gern im Glanze dieses gastreichen und reichen Hauses. In ihrem eigenen sollte es, Dank dem Geiz der Mutter, mit wahrhaft spartanischer Einfachheit dergelien, trotzdem sie notorisch außerordentlich wohlhabende Leute waren. Sie hatten sich keine Badereise geföhrt, sondern sich von ehemaligen Gutsbesitzern auf Sommerfeste einladen lassen. — „gar nicht zu umgehen, — die lieben Menschen waren zu dringlich gewesen, und man hatte es ja auch herrlich bei ihnen gehabt, — wundernoll! Diese Gegend, — diese Luft, — diese prächtigen Leute!“ —

Einen wichtigen Bestandteil der Versammlung bildeten die beiden Bräulein Wessel, die Schwestern von Frau Direktor Wengel, — zwei bejahrte, winzige, dünne Mädchen, die älteste harthörig und nie ohne ein metallenes Hörrohr zu sehen, das sich bis zu fast meterlangem Spannung dehnen ließ und in dieser Gestalt einen brinnaberschredenden Eindruck machte. Die „Tanten“, wie sie scherzhaft im ganzen Familienkreise genannt wurden, ertrugten sich aber allgemein einer äußerst respektvollen Behandlung, denn sie waren Erbtanten und konnten über ihr hübsches Vermögen zu Gunsten der verstorbenen Ressen und Nichten frei verfügen. Das Kapital der eint ebnso vermögenden Frau Direktor Wengel war im Verlauf der Jahre, namentlich der letzten, welche der Ausbildung des genialen musikalischen Sohnes gedient hatten, sehr bedenklich zusammengeschrumpfen.

Die Gohgeber, Bankier Ringhaupts, besaßen nur zwei Kinder, beide auswärts verheiratet. Der Sohn lebte als Großkaufmann in Antwerpen, hatte eine arme, dafür aber ungewohnt anspruchsvolle Französin geheiratet, besaß drei reizende Kinder und führte eine luxuriösen Haushalt im großen Maßstabe, der wahre Unsummen verdirang. Die Tochter war die Gattin eines abligen Offiziers in den Reichslanden gemorden. Der Mann war begabt, von guter Familie und machte Karriere, — dafür verlangte er, ein Leben nach seinem Sinn zu führen, und dies Leben kostete viel Geld, doch fogar der in dieser Hinsicht äußerst liberale Schwiegerpapa wußte jenseit bedenklich sein schlagwordenes Haupt schütteln mußte. —

Jedenfalls war heute alles äußerlich Freude und Gehrlichkeit. Man war wieder einmal zusammen, man drückte gegenseitig das gute Aussehen, die Damen küßten einander, das: „geliebte Karoline“ und „beste Martha“ und „einstigste Babette“ schwärzte durch die Luft, die Herren schlugen sich lachend auf die Schulter, verführten:

„Du siehst grohartig aus, Anton!“ oder: „Sie haben sich selbsthaft erholt, Brüdner, — einfach nicht zum Wiedererkennen!“ und dann begab man sich ans Büffet, die jungen Damen und Herren bedienten, — es war ganz reizend!

Onkel Alfreds Sohn, Oswald Wengel, wurde von den jungen Mädchen stark in Anspruch genommen und „entzündend“ gefunden, — mehr noch, als Hof Pennig Brüdner, so „nieblich“ dieser auch war. Aber, o Gott, Oswald sollte doch ein solches Genie sein! Und er sah ja auch ganz wie ein Genie aus und hatte die Allüren eines Genies und natürlich auch dessen Krugoganz! Aber was schabte denn das? Ein Beispiel eines Genies, — das gab es ja überhaupt nicht, das war doch ein lächerlicher Gedanke!

„Oswald, ist es wahr, daß du so ein wenigiges Frühlingstied komponiert hast? Sing' es doch leise, — summe es ein hübsch! Sag' wenigstens, wie es anfängt, — drei Zeilen vom Text, — hörst du, Oswald?“  
„Gibt du denn solch eine brillante Anstellung als Kapellmeister in Aussicht, Oswald? In Süddeutschland ist es kein, — ist es wirklich so? Und wollen dich hier zwei Theater festhalten als Dirigenten, und du hast gesagt, du wirst die Sache noch sehr überlegen?“

Oswald tat, was ein Genie in seinem Falle zu tun verpflichtet ist. Er sah do, recht, wie ein junger Waise, von so und so vielen niedlichen Mädchen umgeben, und ließ sie reden und fragen, nach Herzenslust! — und sich selbst lieb er gehen, — auch nach Herzenslust! — Wogu sich ankämpfen am Familientag? Diese kleinen Mädchen waren sehr nett, aber trines von ihnen war das Genie von „Achterchen“, wie er es bezog, . . . mithin . . .

Er ließ seine Lichtblauen, ein wenig müßiggelenden Augen langsam in diesem Gauselnkreise in die Runde gehen, während er lässig erwiderte: „Te trinken und abwarten, Kinder! Kleine Mädchen müssen nicht so neugierig sein!“ (Fortsetzung folgt.)

Donnerstag, 20. Oktober 1904.  
eine weite  
kosten ein  
bei der ge  
dem Woi  
Schlechte  
es würde  
machen  
Schiffahr  
in dem i  
Wasser in  
der Kanal  
die der J  
den Beger  
— Doch i  
noch mehr  
erbenfome  
ihen.  
• Die  
Artikel  
schrieben,  
dieses, d  
bedeutet  
Rechtbede  
leicht beru  
doch, wie  
verdiebig  
ist, weil  
verdiebig  
• Die  
lich die G  
mittlung  
führung  
und dem  
wie den  
Tatsächl  
Samploch  
sprüche  
so fast best  
• Die  
freilichgen  
und hat fo  
• Die  
Kongress  
beruht auf  
veranlaßt,  
veranlaßt,  
seiner über  
bedeutet fü  
liche, so zu  
Oberleitun  
von Staats  
liche Staats  
Eingriffes  
langen, bei  
wieder her  
erhalten la  
• Im  
preußische  
nen pruden  
men gleiche  
preußische  
etwas in  
geteilt, da  
Baronnen  
Einfachh  
Bremen  
burg die  
amt oha  
bedingun  
schulen in  
kann als  
kühlen ge  
die Blöße  
amtprüfun  
wissen!  
• An  
wurde die  
amte die  
dann noch  
gutachtung  
würden im  
Wertretun  
zu äußern  
türlich die  
war 1905  
denn auch  
schung ein  
mar 1906  
• Offen  
wehrlässig  
schören, b  
organisiert  
Brauereien  
die 27. Okt  
Säfte aller  
werden; in  
Ligungen ha  
• Aus  
würdigen G  
eventuelle  
jetzigen Ho  
burg, d  
legter Zeit  
für sich scho  
Behauptun  
werde sich  
ständig  
das „G. T.  
solchen Wö  
ist es inne  
der vor der  
Hauptentw  
bringt, des  
schungen  
umgehen.  
des Reiches  
gerungsma  
den der So  
falls in S  
Zeitschriften  
lange Jahre  
Lismen  
einem I  
razer W  
gläublich.  
• Die  
einer gefe  
Bauern d  
Gefeges au  
• Aus  
Dogners  
führbaren  
Rundschau  
Sampfung  
Wismonta  
zelen Ver  
Wegen G